



Unterhaltungs-Beilage

des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 119.

Dienstag, 22. Mai.

1928.

(25. Fortsetzung.)

Um Haaresbreite.

Roman von Guido Kreuter.

(Nachdruck verboten.)

Reglos hatte der andere in atemlosem Laufen ge-
essen. Seltsame Veränderung ging mit ihm vor. Ein
paarmal atmete er tief auf. Leben kehrte in seine
düsteren Augen, ein Schatten von Farbe in seine fahlen,
furchendurchschliffenen Wangen zurück.

Und kaum, daß der Kommissar geendet, brach es aus
ihm hervor:

„Warum hat nie ein Mensch so mit mir gesprochen?!
... All die Jahre nicht ... Immer bin ich allein ge-
wesen. Bloß das Bewußtsein meiner Schande ...
Kein Vaterland mehr — keinen ehrlichen Namen —
keine Hand, die sich mir entgegenstreckte, um mir aus
dem Sumpf noch einmal herauszuhelfen ... Bei
lebendigem Leibe moralisch gestorben ... Ein Geistes-
das keine Ruhe finden konnte ... Aber mit einmal
kommen Sie daher und sprechen mit mir, wie nie einer
mit mir gesprochen hat, — jetzt, wo es zu spät ist.“

Seine Hände ballten sich zur Faust.

„Aber es ist doch nicht zu spät ... es darf noch
nicht zu spät sein. Was liegt schon an mir? Ich bin
ja bloß noch ein Lump und den Menschen eine Gottes-
geißel ... Doch diese junge, schöne Frau mit den
traurigen Augen und der Stimme, die man nicht wieder
los wird im Wachen und im Traum ...“

Autogetöse umlärmt die schmale Rampe der Kon-
ditorei Kranzler. An den Nebentischen konnte man ihn
nicht verstehen. Doch wäre es selbst der Fall gewesen
— es hätte ihn nicht berührt. In dieser Stunde fragte
er nichts danach.

Ohne daß er die Worte wählte, strömten sie ihm von
den Lippen und schwemmen fort, was an Geröll und
Unrat das Tor seiner Seele verschlossen gehalten.

Zusammenhanglos sprach er. Retardierend. Un-
gezügelt. Dann wieder überhebt. Atemlos. Sprunghaft.
Als stände schon der Tod an seinem Lager und könnte
ihm jeden Moment die Lippen für immer schließen, ehe
er seinen Bericht geendet.

Der Spruch des Kriegsgerichts. Die verwegene
Flucht auf dem Rücktransport in die Heimat. Kohlen-
trimmer auf norwegischem Alkoholschmuggeldampfer.
Tramp in dänischen Fischernestern. Ohne irgendwelche
Papiere als Slum im grauenhaften Londoner White-
cheapel. Holland. Durchlungerte und durchhungerte,
regentriefende Dezembernächte als obdachloser Bagabund
am Amsterdamer Hafentai. Juan d'Arzillas rettende
Hand. Im Kielwasser eines internationalen Groß-
gauners durch die Weltstädte des Kontinents. Ersticht
jede bessere Regung in der Giftdampfsphäre von Fä-
schungen, Betrug und Hochstapeleien. Stets nach wenigen
Monaten trügerischen Glanzes überstürzte Flucht
bei Nacht und Nebel. Das ganze Dasein gewohnheits-
gemäß nur noch aus der Perspektive betrachtet. — End-
lich Deutschland, Berlin. Der Kauf des Regentklubs.
Juan d'Arzillas sinnlose Gier nach Renna Lint. Ham-
burg. Der Vorfall auf dem Horner Moor. Das
„Eplanade-Theater“. Renna Lints „Sehnsuchtslied“
gestern abend. Daran anschließend die Szene im Klub
und heute die Auseinandersetzung in der Villa in der
Schleinitzstraße ...

Vor dem Kriminalkommissar Barnstett entschärfte
sich das Leben eines verlorenen Menschen, der wie in
stupider Trunkenheit durch die letzten zehn Jahre seines
Daseins gestolpert war und sich kaum noch der Zick-
wege entsann, die er gekommen.

Doch auch Haß schrie dem Detektiv aus dieser Beichte
entgegen. Würgender Haß gegen den Konsul d'Arzilla,
der einen heimatlosen Landflüchtigen zum Verbrecher
und Mittschuldigen gemacht.

„Ja, ich bin bereit, mit Ihnen aufs Polizeipräsidium
zu fahren und dort alles zu wiederholen, was ich hier
sagte ... Jetzt weiß ich auch, daß meine Handlungs-
weise gegen den Rittmeister von Ystem deshalb falsch
und feige und erbärmlich war, weil sie eine schuldbelaste
Frau fast noch vernichtender traf als ihn selbst. Stellen
Sie mich ihm und dem Herzog von Hohenangern gegen-
über, — dann werde ich den Zusammenhang eingestehen
und der Wahrheit die Ehre geben. In all den Jahren
habe ich genug Schuld aufgehäuft; nun wird es Zeit, daß
ich an die Begleichung denke, sonst ersticht sie mich. Legen
Sie mir die Hand auf die Schulter und sprechen Sie
meine Verhaftung aus.“

Nicht ohne Rührung betrachtete der Kommissar die
mächtig arbeitenden verfallenen Züge seines Gegen-
übers.

Ruhig schüttelte er den Kopf.

„Ich wiederhole noch einmal, was ich schon vorhin
sagte: Sie mißverstehen mich. Denn mich Ihrer zu
vergewissern, falls ich es für erforderlich hielte, diese
Möglichkeit hätte ich jeden Moment. Aber sehen Sie
mal zur Autobus-Haltestelle hinüber: Die beiden Herren
sind fort. Ich habe ihnen längst einen Wink gegeben,
zu verschwinden. Sprechen wir also nicht von Ihrer
Verhaftung. Abgesehen davon, daß ich nicht einmal
weiß, ob sie sich überhaupt aufrechterhalten ließe; wofür
Sie nämlich späterhin auf die Idee kämen. Ihre
Selbstbezüglichung vor dem Untersuchungsrichter zu
widerrufen. Für heute und für den Moment handelte
es sich lediglich darum, von Ihnen volle Aufklärung
über den Hamburger Zwischenfall zu erhalten, was ja
nun geschehen ist, und außerdem durch Sie den gegen-
wärtigen Aufenthalt des Konsuls d'Arzilla festzustellen.“

Die düsteren Augen des ehemaligen Oberzahlmeisters
glühten auf:

„Ich weiß ihn nicht. Denn sonst, bei Gott ... Aber
ich weiß ihn nicht. Nur darauf schwöre ich jeden Eid, daß
er Berlin noch nicht verlassen hat. Diesmal flüchtet er
nicht bei Nacht und Nebel. Seinen „Regent-Klub“ mag
er vielleicht im Stich lassen ...“

Der „Regent-Klub“ wird heute noch polizeilich ge-
schlossen.

... aber aus Berlin verschwindet er nicht, wie
wir aus London und Madrid, aus Stockholm und Bu-
tarest verschwunden sind. Denn da gib't keine Renna
Lint. Ich kenn' ihn doch. Er ist wie von Sinnen vor
Verlangen nach ihr und wird selbst nicht das äußerste
Mittel scheuen, um sie irgendwie in seine Hand zu be-
kommen.“

„Was meinen Sie denn damit: In seine Hand be-“

kommen?" fragte der Kommissar unruhig. „Frauenraub gibt's Gott sei Dank bei uns nicht mehr. Wir sind doch hier nicht in den albanischen Bergen?"

„Als ob der d'Arzilla was danach fragte? Dem brennt Feuer und Raubinstinkt im vergifteten Blute.“

Warnend hob er die Hand, krallte sie, als müsse er aufpassen.

„Wenn Sie heute abend um elf Uhr mit Ihren Leuten unauffällig den Bühnenausgang des „Esplanade-Theaters“ beobachten würden — auch ich will da sein. Es wäre mehr als tollkühn — es wäre blander Wahnsinn, wo er doch wissen muß, daß man hinter ihm her ist. Aber trotzdem — vielleicht können Sie da zugreifen und irgend ein schweres Unheil verhüten.“

Seine Faust löste sich, sein Körper sackte schlaff in sich zusammen.

„Ohne Rena Lint flüchtet er nicht!“ warnte er in beschwörendem Murmeln. „Ohne diese Frau nicht! Eher...“ Seine Stimme erlosch.

XV.

Hatte ihn etwa jemand gesehen? Nein — kein Mensch!

An der kleinen Loge war er blitzschnell vorbeigehuscht als der Bühnenportier sich gerade nach einem zu Boden gefallenen Zettel bückte. Diese eiserne Tür — hier hatte er ja erst vor ein paar Tagen gestanden und es durch Bestechung des Portiers und eine Lüge gezwungen, Rena Lint zum ersten Male persönlich zu sprechen und sie in den „Regent-Klub“ zu locken.

„Ja, das war die eiserne Tür, die zu den Garderoben hinaufführte und durch ein Schild vor unbefugtem Eintritt warnte. Doch es sucht Juan d'Arzilla nicht an. Lautlos öffnete er sie, drückte sie lautlos wieder ins Schloß, sah sich um.“

Was nun? Und wo lag Rena Lints Garderobe?

Aber Wahnsinn, mit solchen Gedanken auch nur zu spielen. Selbst wenn er's gewußt hätte, wäre er nie durchgekommen. Vierhundert Menschen beschäftigte das „Esplanade-Theater“; jeden Augenblick konnte er irgendwem begegnen — einem Bühnenarbeiter, einem Solisten, einem Chorherrn, der ihn dann fragte, was er hier zu suchen habe, und Lärm schlug. Damit wäre sein Plan vereitelt gewesen.

Verflucht — in anderen Weltstädten kümmernte sich keine Menschenseele um die Theaterhabitués, die abends in den Garderoben ihre Freundinnen besuchten. Aber dies Berlin mit seinen philiströsen Brüdern...

Bis zum Abzug des ersten Stockwerks war er gelangt, wollte sich gerade weiter schleichen...

Da — unter ihm ging die Tür.

Schon kam jemand.

Mit einem einzigen Blick überfah er die Ortlichkeit, gewann mit großen Sprungschritten die letzten Stufen zur ersten Etage, huschte zu einem kaum mannshohen Treppenwinkel, vor dem eine mit allerlei unbrauchbar gewordenen Bühnenrequisiten gefüllte halbgeöffnete Kiste stand, drückte sich an der vorbei, verbarg sich hinter ihr.

Höchste Zeit war es gewesen, daß er verschwand. Denn schon schlurste es die Stufen herauf. Ein vom Alter gebeugter Greis, der schwer an seinem Handkofferchen zu schleppen schien.

Der „Schminke-Mann“, meist ein ehemaliger, längst engagementsloser Schauspieler, der Abend für Abend die Chorgarderoben der Operetten- und Revue-Theater abklappert, um Lippenstifte, Augenschwärze, Abschnitte, Puder, Parfüm und Seifen an die Damen vom Ballett zu verkaufen.

Vor Juan d'Arzillas Schlupfwinkel blieb er feuchend und nach Atem ringend, die Hand auf das Herz gepreßt, stehen — wohl eine Minute lang. Dann öffnete er eine der vielen hier mündenden Türen.

Grelle Lichtflut stürzte aus ihr. Der Türschwamm gab den Blick frei in einen saalartigen, kahlen Raum. Mehr oder weniger nackte Frauen vor reihenweise nebeneinanderstehenden, glühbirnenüberhellten Toiletentischen. Einzelne schminnten sich zum Schlußbild noch um, andere hantierten bereits mit großen Straußen-

federperücken, schlüpfen schon in seidennisternde Gewänder, zogen die Strümpfe über den Knien glatt, verzuschnürten Schuhbänder, ließen sich von den Garderobieren zurechtzupfen und zurechtföhren. Dazu Richern, Lachen und Plaudern. Jugendübermut. Ausgelassenheit.

Alles der Eindruck weniger, flüchtiger Sekunden. Denn schon hatte der alte Mann die Tür wieder hinter sich geschlossen.

Halbdunkel und toteinsam lag abermals das Treppenhaus. Von der Bühne her kamen unverständliche Worte, halbverwehte Musiksegen, taktmäßige Tanzrhythmen.

Dann erstarb auch das.

Und nun mit einmal Klingelzeichen. Irgendwo aufspringend. Schrill. Anhaltend. Alarmierend. Unentwegt. Wohl eine halbe Minute lang.

Hier und dort sprangen Türen auf. Ein Strom von Menschen füllte plötzlich die Stille. Frauen, Tänzerinnen. Duzende, aber Duzende. Jetzt wohl schon hundert. Jetzt schon zweihundert. Das stürmte die Eisentreppen hinab, traf sich in halber Höhe mit der Gegenlawine der abgelösten, eben von der Bühne kommenden Chorgirls. Hinauf und hinab hastete man aneinander vorüber, drängte sich durch, rief sich gegenseitig Scherzworte zu. Ein Chaos hunderter durcheinander wirrender Stimmen, klappernder Abjäge, eine orgiastisch ineinandertaumelnde Farbensymphonie kostbarer Roben, nickender Federn, klirrender Spangen und Behänge, unerhörter Beltschöpfungen.

Das rauschte und quirlte und brandete turbulent vorüber.

Danach ward's abermals still... (Fortsetzung folgt.)

Admiral Pi.

Von Karl Ferdinand Rudolfsh.

Graue Sturmwolken hängen über dem chinesischen Ozean. Wenn die Sonnenstrahlen für Augenblicke durchbrechen, leuchtet es fern im Süden blutrot auf. Dort fliehet die meuternde Flotte der Nordarmee unter der roten Flagge gen Kanton.

Der japanische Dampfer ist zur Abfahrt bereit. Ganz vorn an der Spitze steht Admiral Pi und starrt nach Süden. Der Wasserstaub beschlägt seine Brille, er merkt es nicht. Hinter ihm steht schweigend sein Adjutant. Er allein ist ihm treu geblieben. Er allein — von Tausenden. Die haben ihn verlassen. Die Sonne ist verschwunden. Dünne Rauchschwaden, die der Wind auseinanderjagt, sind das Letzte, was der Admiral von der Flotte sieht, für die er mit seiner Ehre haftet. Er starrt nach Süden. Tatarische Schlaueit aus dem fernen Moskau soll China Befreiung bringen?? Uralte chinesische Kultur soll durch sie zerschlagen werden?! „Haben die Verräter, die dort stehen, ihm auch seine Ehre geraubt? Nein. Die gelbe Flagge mit dem Drachen, die seine Regierung ihm anvertraut hat, ist rein geblieben!“

Der grelle Schrei der Schiffs sirene ertönt. Admiral Pi zuckt zusammen. Dort drüben liegt Schanghai, das er gegen die anschwellende rote Flut Kantons verteidigen sollte, und aus dem er jetzt flüchten muß. Er sieht nicht die große Stadt. Er starrt in die braunen Wellen des Yangtsekiang. Der Flut nimmt seinen Weg an dem Fleck Erde vorbei, der dem Admiral Pi Heimat ist. Betet dort noch vor der Ahnentafel die Frau mit dem blauschwarzen Haar für ihn, den verlassenen Flüchtling? Oder hat sie gar das Nirvana gewählt? Er wartet alle Höllenqualen Buddhas ab, — den Feigling? In Admiral Pis kalten Mongolenaugen leuchtet es auf. Nein, er verzweifelt nicht! Er darf sich weiter vor dem Wesen aller Wesen anbetend neigen. Ihn trifft nicht der Fluch der Ahnen wie den Feigling, der in der Not die Heimat verläßt. Und — er hört aus dem Rauschen des Stromes den Segen der Heimat. Als der Dampfer sich langsam von der Mole löst, neigt er sich noch einmal tief vor den braunen Fluten.

Der Adjutant sieht in die klugen Augen des Admirals. Und — er fahrt wieder Mut für die Zukunft.

Auf dem Schiff erkennt niemand den Mann, den noch vor kurzem Verrat zur Verzweiflung getrieben. Im Salon, auf Deck, beim Spiel, in Ernst und Scherz entzückt seine Liebeshäufigkeit alle. Niemand ahnt wer er ist. Für die Europäer gilt er als ein kluger Chinese, der den Gefahren der Revolution ausweicht. Dem Asiaten — als der listige Kopf, der aus der Not seines Landes gebührenden Vorteil

zieht. Seine Fahrkarte lautet auf Yokohama. Schon in Tientsin verläßt er das Schiff.

In seinem Hotelzimmer schließt sich der Admiral ein. Er breitet die gelbe Flagge mit dem chinesischen Drachen aus, die er gerettet. Vor ihr kniet und betet er, wie er vor seinem Hausbuddha gekniet und gebetet. Dann — schreibt er seiner Regierung. Er schwört ihr, daß er ihrer Flagge treu geblieben, und bittet um neue Verwendung.

Es vergehen Tage — Wochen. Keine Antwort kommt. Der Admiral wartet. Die Unruhe verzehrt ihn, aber sein Adjutant sieht nur hoffnungsstrophes Lächeln auf seinem gelben Gesicht. Der Admiral meidet die Niederlassung der Fremden. Nur die Chinesenviertel Tientsins durchstreift er. Die Dörfer ringsum. Oft läßt er sich den Peiho hinauf-rubbern. Vor dem verfallenen Tjungsli-Damen eines früheren Bisefönigs kann er lange sitzen — und — schweigen. Dann — sieht sein Begleiter nicht mehr das Lächeln in seinem Gesicht. Dann — sieht er an ihm nicht mehr die Wahrzeichen der Kultur, die ihn so beliebt bei den Fremden machten. Voll Haß und Wut bliden seine Augen auf die qualmenden Fabrikschornsteine, mit denen die fremde Welt Besitz von chinesischem Boden ergriff. Aber — wenn die Abendsonne die breiten Segel der Dschunken, die auf dem Kaiserkanal dem nahen Peking zuziehen, rot erglänzen läßt, dann leuchtet es feucht in Pis Augen.

Nach langen Wochen beruft ein Telegramm den Admiral ins Hauptquartier. Der Adjutant wünscht ihm Glück. Jetzt wird seine Treue ihren Lohn finden. Der Admiral hört es, und — lächelt. Er lächelt, als er Briefe an seine Frau in der fernern Heimat schreibt. Er lächelt, als er sie auf seiner Brust birgt. Er lächelt, als er zum erstenmal seit der Flucht wieder seine Uniform anzieht. Und dann reisen sie beide ins Hauptquartier.

Der Gouverneur befiehlt Admiral Pi zur Audienz. Da küßt der Admiral die Drachentofarbe an seiner Mütze — und betet noch einmal vor der geretteten Flagge.

Die Offiziere des Hauptquartiers empfangen ihn freundlich. Der Admiral hat Gnade gefunden. Kein Vorwurf wird ihm treffen. Nur über seine künftigen Dienste wird der Gouverneur mit ihm sprechen.

Der weite Raum der Audienzhalle ist ganz leer. Nur der Gouverneur Santschuanfang erwartet den Admiral. Pi wirft sich ihm zu Füßen. Er breitet die gerettete Flagge vor ihm aus. Der knieende Admiral und der Gouverneur blicken einander lange an. Keiner spricht ein Wort. Nichts rührt sich im Saal. Der Admiral kniet und wartet. Für ihn ist der Gouverneur der Herr über Leben und Tod. Auf seiner Brust leuchtet der Goldfals, die hohe Würde des Bisefönigs.

Drückendes Schweigen. Endlich sagt — lächelnd — der Gouverneur: „Du darfst deine Freunde zu einem Mahl einladen.“ Dann wieder Schweigen. Und er entläßt ihn.

Pis Lächeln ist erstarrt. Erst als er die Halle verläßt, lächelt er wieder. Er sendet seine Einladung an die höchsten Befehlshaber der Armee und die Beamten der Provinz für denselben Abend. Der Gouverneur läßt ihm für das Gastmahl einen Saal im Regierungsgebäude zur Verfügung stellen. Der Admiral selbst überwacht die Ausschmückung des Saales. Aber seinem Platz flackert die Kerze in der Ahnenlaterne. Hinter bunten Glascheiben brennen die anderen. Die Perlenketten, die sie umranken, klirren leise durch die Wärme der Kerzen. Von den vier Ecken des Saales verbreitet schwelendes Sandelholz betäubenden Duft. An der reichen Tafel herrscht fröhlichste Stimmung. Kein Wort erwähnt die verlorene Flotte. Kein Wort den Verlust Schanghais. Pis Gastfreundschaft besaubert die Gäste. Man sucht ihn. Nur große Gnade der Regierung kann den Befehlten von Gestern zu diesem Festmahl bestimmen. Vielleicht ist er der Sieger von Morgen!? Die Stunden vergehen. Man lacht, man trinkt Pi zu und fühlt sich geehrt, wenn er lächelnd dankt.

Über dem nahen Meer dümmert bereits der Morgen. Pi tritt ans Fenster. Sein Blick umfaßt den Himmel und das Meer. Dann kehrt er zurück und dankt jedem der Gäste für ihr Erscheinen. Lächelnd bittet er sie alle, ihm zu folgen. Lächelnd führt er sie in den Hof. Die Gäste erstauern. Soldaten mit brennenden Fackeln bilden dort einen Halbkreis. In das flackernde Licht tritt der Admiral, und schließt mit den Gästen den Kreis. Lächelnd nimmt er die Brille ab und übergibt sie dem Adjutanten. Pi lächelt, als er seinen Waffengürtel auszieht.

Neugierig blicken die Gäste auf ihn.

Der Admiral kniet nieder. Mit flehendem Blick neigt er tief das Haupt. „Urakt gehelligste Selbmaterde!“ — Das Richtschwert zuckt. — Und er empfängt — lächelnd — den Todesstreich.

Die Morgensonne bricht durch die Wolken. — Auf dem Hof liegt einsam und verlassen die Leiche des Admirals Pi.

Die Seidenkombination.

Von Maria Ibele.

Raum hatte der Chef die Läden hinter sich geschlossen, machte es sich August Hünze in dem weichen Stuhl des Chefs bequem, nahm ein Etui aus der Tasche und entzündete sich eine Zigarette. Wie hatte er sich doch schon den ganzen Morgen auf diesen Augenblick gefreut! Aber natürlich, gerade heute, weil er sich eine Zigarette angezündet hatte, gerade heute kam um diese sonst so stille Mittagszeit ein Kunde. Er hätte ihn verwünschen können, diesen jungen Kavaller mit seinem Mädchengesicht.

Wie hochgeworfen von einer Sprungfeder des Stuhles schnellte Hünze auf, zerdrückte schweren Herzens mit einem Stempel die Zigarette und verwehte ihren zarten Rauch mit einer Bewegung, die ebenso gut ein umständlicher Blick auf die Armbanduhr hätte sein können.

„Haben Sie Kombinationen?“ fragte der Fremde, bevor sich Hünze nach den Wünschen des Käufers erkundigen konnte.

Welche Größe haben der Herr?“ deklamierte Hünze. Der Fremde lächelte ein wenig verlegen. „Es gehört nicht für mich. Es soll etwas in Seide sein, mit Spitzen, etwas ganz Anstoes. Sie verstehen schon?“

Hünze hatte jetzt ein sehr verbindliches Lächeln. Und ob er verstand. Er hatte doch auch ein Mädel, den Braunkopf mit den golddurchwirkten Strähnen.

Einen ganzen Stoß von Seidenkombinationen brachte er und desforierte sie auf den Tisch. Der Käufer wählte umständlich, legte schließlich ein paar Stücke zur Seite.

Wenn sie ihr nur passen!“ warf er ein.

Hünze erkundigte sich, nicht nur aus geschäftlichem, sondern noch mehr aus persönlichem Interesse, nach der Größe der Dame, ihrer Hüftenweite.

„Da bin ich leider überfragt“, erwiderte der Fremde noch immer nicht ganz frei von Verlegenheit. „Sie hat eigentlich so Ihre Figur, ist schmal in den Hüften, breit in den Schultern.“

Geschmeichelt hielt Hünze die Kombination an seine vordere Seite.

„Ich bin mir selber noch immer nicht klar und sicher“, seufzte der Käufer, „ob sie nicht doch zu kurz ist. Es wäre wohl zu viel verlangt, wenn ich Sie bitten würde, vor dem Spiegel dort einmal in die Kombination hineinzuschlüpfen?“

Dienstbeflissen stülpte Hünze sofort das weiche seidene Ding über, und als seine beiden Arme in turnerischer Verrenkung die Achselträger durchstießen, bemerkte er mit fast lähmendem Schrecken, daß der Fremde über die Kasse gebeugt war, die Brieftasche aus der Schublade riß und davonrannte.

Wie er war, die Seidenkombination über dem Anzuge, gestikulierend und brüllend, jagte Hünze dem Dieb nach.

„Der Narr da hinten bedroht mich. Haltet ihn auf!“ schrie der Gauner, als er sich von Hünze verfolgt sah.

Und die Menge fing den tobenden Mann im Weiberrod ein und übergab ihn einem Polizisten, der ihn festhielt, mitteillos und begütigend auf ihn einsprach, so lange, bis es dem Spikbuben gelungen war, in der nahen, verkehrsreichen Straße unterzutauhen und zu verschwinden.

Mutter Trine.

Skizze von Willy Frenzel.

Ein jedes Kind kannte die Mutter Trine. Tagtäglich kam sie mit einem Holzbündel aus dem nahen Walde, um dann im Hinterhause eines alten Gebäudes zu verschwinden. Eine alltägliche Erscheinung. Niemand kümmerte sich um die alte Gestalt. Mutter Trine wurde von jedem gemieden.

Was Mutter Trine eigentlich verbrochen hatte, wußte keiner zu sagen. Man war froh, wenn man mit ihr nicht in Berührung kam. Sogar einen großen Bogen machte man um sie herum, wenn sie mit ihrem Holzbündel aus dem Walde kam.

Und so verging Tag für Tag. Aber eines Tages sah man Mutter Trine nicht. Doch man machte sich darüber keine Gedanken.

Wenige Tage später aber stand vor dem alten Gebäude ein schmuddeliger, schwarzer Wagen. Menschen sammelten sich an. Es wurde hin und her getuschelt.

Vier Männer kamen aus dem Haus und trugen einen Sarg. Wortlos wurde der Sarg auf den Wagen gehoben und wortlos fuhr er davon.

Die neugierigen Menschen aber standen noch lange beisammen.

Mutter Trine, im Leben von niemanden beachtet, war im Tode Gegenstand lebhafterer Erörterungen geworden.



Die Frau auf der Presse.

Von Th. A. Springall.

Spottvögel behaupten, Frauen seien die Mütter des gesamten Zeitungswesens. Weil erster primitiver Nachrichtenübermittlungsdienst der Naturvölker — meinen sie — selbstverständlich durch weiblichen — — Mund weiter verbreitet worden sei. Praktische Betätigungsmöglichkeit für solche Urbegabung im Presseberuf wurde den Frauen freilich bereits genommen, als der Mund dem Griffel weichen mußte, der — von Männern geführt — in die auf öffentlichem Markt ausgestellte Stein tafelform des klassischen Altertums die neuesten Nachrichten eintrug. Und dann blieb der Zeitungsdienst viele Jahrhunderte lang so gut wie ausschließlich eine Männerangelegenheit. Es kostete harte Kämpfe, bevor Frauen sich den Eintritt in die Welt der Druderschwärze als Berufskolleginnen verschafften. Gerade um dieser Kämpfe willen aber bedeutet jetzt die Sonderabteilung „Frau und Presse“ auf der Internationalen Presseausstellung in Köln ein gewiß nur kleines doch recht wichtiges Stück des Bildes von der schöpferischen Tätigkeit der Presse und zugleich ein Kapitel Kulturgeschichte.

Aus reizvoller Vielseitigkeit der geschmackvoll aufgemachten Sonderschau klingen Erinnerungen auf an den langen, schweren Weg, den die Frauen gehen mußten, ehe sie als Vollbürgerinnen im öffentlichen Leben neben dem Manne stehen und gemeinsam mit ihm an der Menschheitsentwicklung schaffen durften.

Dichterinnen, deren gottgeschenkte Begabung allgemeine Anerkennung fand, Schriftstellerinnen, denen bedeutende Werke erlaubten, sich über eine begrenzte Zeitspäre, die von berufstätigen Frauen nicht wissen wollte, hinwegzuleben, hat es seit der griechischen Sappho und der deutschen Konne Roswitha zu allen Zeiten vereinzelt gegeben. Die Frau als Journalistin, als berufsmäßiges Mitglied der „Presse“ ist — mit Ausnahme der Gottschedin, die als erste Redakteurin in unserem Sinne im 18. Jahrhundert ein „Intelligenzblatt“ herausgab —, durchaus eine Erscheinung unserer Tage. Erste schüchterne Versuche mußten sogar noch unter männlichem Pseudonym erfolgen, um überhaupt ans Ziel zu gelangen. Erst in den letzten Jahrzehnten hat man allgemein erkannt, daß die für Zeitungen und Zeitschriften arbeitende Frau keineswegs ein „Mannweib“ ist, sondern vielmehr eine notwendige Ergänzung innerhalb der Gesamtaufgabe der Presse, dergestalt, daß die allen Lebensdingen und allem Menschlichen eigene weibliche Seite durch sie in harmonische Verbindung mit der männlichen gebracht wird. — Die Entwicklung des Journalistenberufes seit 1883 (in Deutschland) zeigt eine aus Berufszählungen gewonnene Statistik. Es läßt sich erkennen, daß der Zulauf zu diesem Beruf bis heute nicht sehr groß gewesen ist, da sich nur eine Ziffer von 190 Journalistinnen ergibt. 119 von ihnen sind hauptberuflich journalistisch tätig, 97 als Redakteurinnen. Im übrigen ergibt sich hinsichtlich der bearbeiteten Gebiete folgendes Bild: lokale Berichterstattung 36, Belletristik und Feuilleton 86, Mode 21, soziale Fragen 104, Sport 4, Kunstkritik 41. Zahlen über politisch schreibende Frauen fehlen noch. Selbstverständlich ist — was schon aus den Zahlen hervorgeht — die Betätigung vieler Journalistinnen auf mehreren Gebieten.

Sehr lebendig tritt die Bedeutung der Frauenzeitschriften und der Frauenbeilagen zu Tageszeitungen, die sich in enger Verbindung mit dem Frauenleben entwickelt haben, hervor. Die an der Ausstellung beteiligten Frauenverbände haben ein vollständiges Material zusammengebracht, das die wirtschaftlichen, geistigen und sozialen Strömungen und Beziehungen zwischen den Frauen und der allgemeinen Kulturwandlung in einheitlicher Weise zum Ausdruck bringt.

Die historische Abteilung gliedert sich selbstverständlich um einige wenige Frauenpersönlichkeiten von geistiger Bedeutung, die ihre Mitwelt zu beeinflussen vermochten und von denen aus die Anregungen zur Weiterentwicklung gingen. Als interessantester Moment sei erwähnt, — bisher wohl kaum bekannt —, daß Frauen (wenn auch nicht berufsmäßig) in einem für jene Zeit bemerkenswerten Umfang publizistischen Anteil nahmen an den Befreiungskriegen und der revolutionären Bewegung von 1848.

Wesentlich für die wachsende Bedeutung der Frau in der Presse und damit im öffentlichen Leben ist ferner die inner-

halb der Sonderschau klar erkennliche allmähliche Gliederung der Frauenzeitschriften nach den verschiedenen weiblichen Interessensphären: Religion, Hausfrauarbeit, Frauenkultur, soziale und karitative Tätigkeit, Unterrichtswesen, Jugend-erziehung, Frauenstudium und Wissenschaft, Berufsorganisationen, Frauenstimmrecht, Mutter-, Kinder- und Arbeiterinnen-schutz, Sexualprobleme u. a. m. Zu allen brennenden Zeitfragen haben die schreibenden Frauen sich unter Einwirkung ihrer ganzen Persönlichkeit immer wieder geäußert, fast stets unter schwierigsten Verhältnissen und gegen eine Welt voll Hohnlachen, Vorurteile und überlieferter Hemmungen. Neben der fortschrittlich eingestellten Tagespresse und der praktischen sozialen Arbeit der Frauen ist die eigenliche Frauenpresse eine der schärfsten, wichtigsten und erfolgreichsten Waffen im Ringen um weibliche Menschenrechte gewesen — als Beeinflussungsfaktor der öffentlichen Meinung.

Eine eindringliche Note künstlerischer Formung gewinnt die „soziale“ Abteilung durch Käthe Kollwitz. In einer Reihe prachtvoll charakteristischer, erschütternd menschlich vertiefter Bilder hat sie an prägnanten Beispielen die einzelnen sozialen Zustände festgehalten.

Besonderes Interesse verdient endlich der „Pädagogische“ Raum der Frauenonderschau. In sachlich überzeugender Weise steht er unter dem Leitgedanken, zu zeigen, welchen Presseeinfluß die Frauen auf Unterrichtswesen und Frauenbildung ausgeübt haben. Beherrscht wird diese Abteilung von einer Büste Helene Langes, der verdienstvollen Führerin, die so glücklich ist, den Sieg ihrer Bestrebungen zu erleben. An den Wänden hängen als Beweis für die grundlegende Wandlung des Unterrichtsgeistes in unseren Mädchenschulen, Zeichnungen und Aquarelle, in denen Schülerinnen Momente aus dem Schulleben bildlich festgehalten haben: etwa den ersten Schulgang, das herzklopfend erwartete Verteilen der Zeugnisse, einen frohen Schulausflug, eine Turnstunde. — Von der steigenden Bewertung weiblicher Arbeit zeugen auch die Diplome weiblicher Ehrendoktoren: Agnes Miel, Helene Lange, Gräfin v. d. Schulenburg, Gräfin Groeben, Marianne Weber, Helene Simon, Hedwig Henl.

So schwebt über dieser Sonderschau „Frau und Presse“ unsichtbar, aber stets deutlich fühlbar der vorwärts treibende Geist friedlichen Zusammenwirkens weiblicher und männlicher Menschen zum Wohle unserer deutschen Zukunft.

Frauenleben — Frauenstreben.

Frauen und Bureaufkratie. Hierüber schreibt Paul Siegfried in der Zeitschrift zur 150. Stiftungsfeier der gemeinnützigen Gesellschaft in Basel: „Keiner weiteren Erörterungen bedarf es, daß eine nur von Männern ins Werk gesetzte Gemeinnützigkeit undenkbar ist. Von allen den Eigenschaften abgesehen, kraft welcher die Frau zu gemeinnütziger Arbeit sich ganz besonders eignet: Sie ist die geborene und gewohrene Feindin der Bureaufkratie, die jede Liebestätigkeit langsam erwürgt, wenn man sie ihr überliefert. Wir möchten wünschen, daß diese ausdrückliche Anerkennung der Gleichberechtigung beider Geschlechter auf dem Gebiet der Gemeinnützigkeit ein stetes Anwachsen der unentbehrlichen weiblichen Mithilfe an den Werken unserer Gesellschaft zur Folge habe.“

Haushaltswirtschaft in der Reifeprüfung. Das Bundesministerium für Unterricht in Wien hat vor einiger Zeit neue Bestimmungen über die Reifeprüfung an den Frauenoberschulen erlassen, die denen der Gymnasien und Oberrealschulen entsprechen. Diese Prüfungsordnung umfaßt u. a. Theorie der Hauswirtschaft, Nahrungsmittelkunde, Gesundheitspflege, Volkswirtschaftslehre und als Examensarbeit die Herstellung einer einfachen Mahlzeit mit genaue Kostenanschlag.

Eine neue Frauenorganisation. „Missionarinnen der Familie“ nennen sich die Frauen, die einer kürzlich in Frankfurt gegründeten Vereinigung zur Neubelebung des Familienlebens angehören. Sie werden bis jetzt in Kursen und Vorträgen für ihre Aufgabe geschult, die Errichtung eines eigenen Instituts ist in Aussicht genommen. Ihre Arbeit soll alle Zweige der Fürsorge umfassen, ferner Beratung in Erziehungs- und Familienfragen usw.